

SÖREN SIEG

ENTWEDER DER  
**BAUM** STEHT  
SCHIEF ODER  
**ICH**

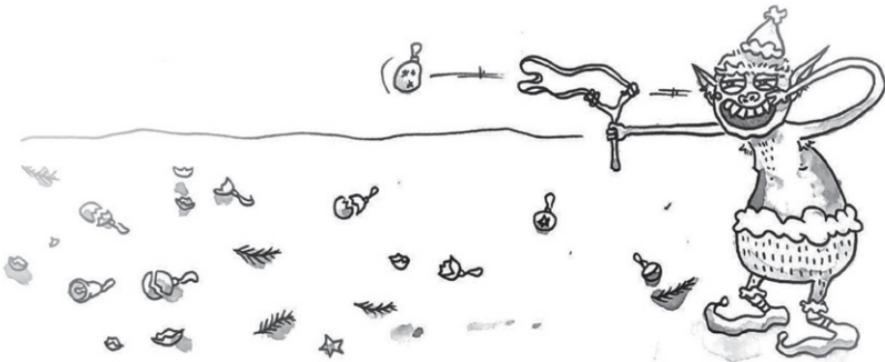
HEITERE  
WEIHNACHTS  
KATASTROPHEN

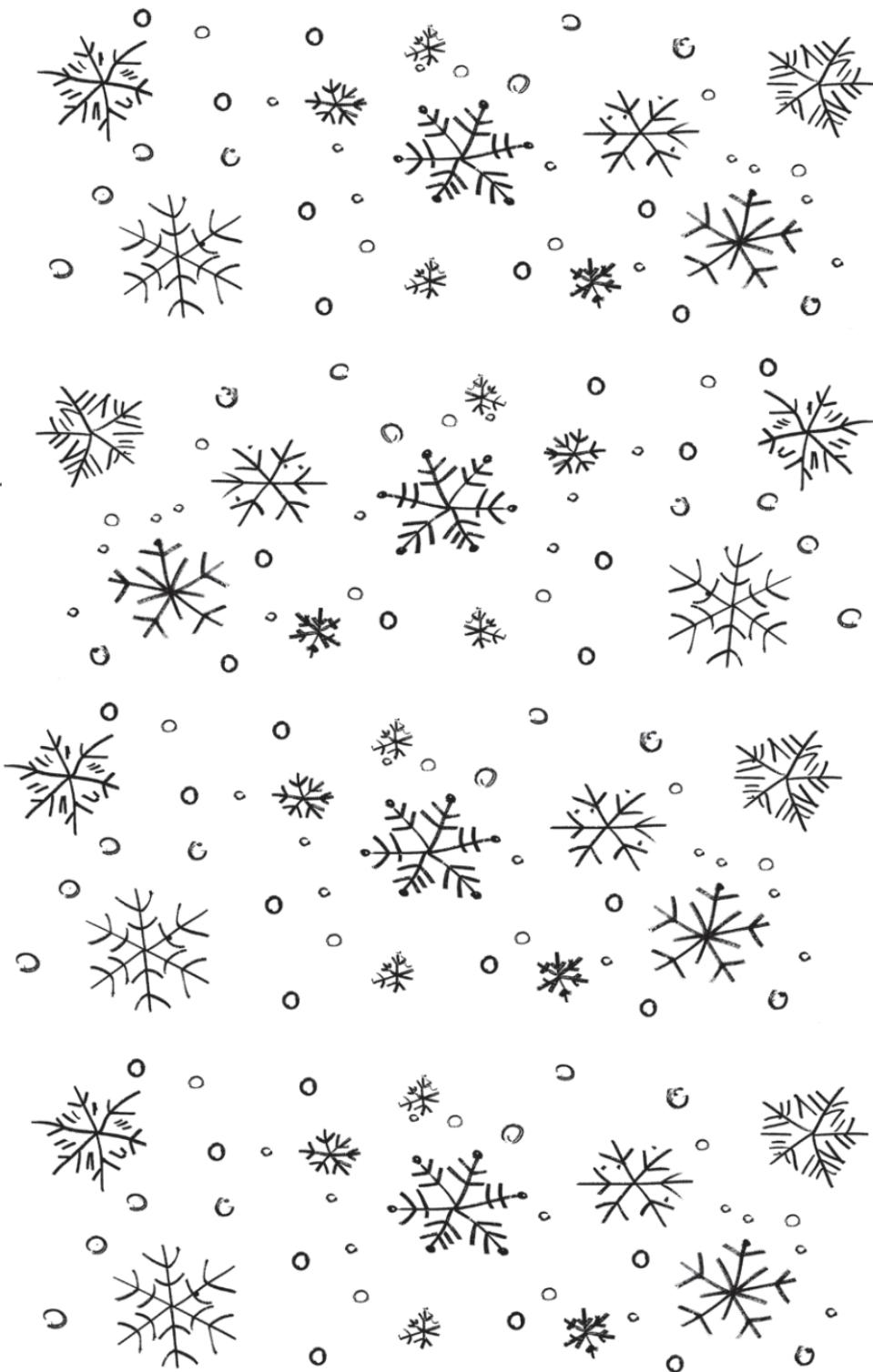
GOLDEGG



# Inhaltsverzeichnis

<b>Vorwort .....</b>	<b>7</b>
<b>1996: Der Testsieger .....</b>	<b>10</b>
<b>Der ausgebuchte Weihnachtsmann .....</b>	<b>30</b>
<b>Ohne Stimme auf Tournee .....</b>	<b>52</b>
<b>Schöne Bescherung .....</b>	<b>69</b>
<b>Auf keinen Fall! .....</b>	<b>86</b>
<b>Das Überraschungspaket .....</b>	<b>111</b>
<b>Kryptofest .....</b>	<b>128</b>
<b>Fast wie neu .....</b>	<b>154</b>
<b>XOXO .....</b>	<b>179</b>
<b>Kurt im Glück .....</b>	<b>199</b>
<b>Sensitiv .....</b>	<b>222</b>
<b>2105: Last Christmas .....</b>	<b>238</b>





# Vorwort

Wir lieben Weihnachten. Wir fürchten es. Wir leiden. Der Baum steht schief. Mein Bruder kommt zu Besuch. Ich habe vergessen, den Katzenkalender für meine Mutter zu besorgen. Trotz Liefergarantie ist der *Star-Wars-Truppentransporter* für Leo nicht gekommen. Der vegane Gänsebraten verursacht Pusteln an den Armen. Tante Hedi spielt das Quempasheft auf der Blockflöte – durchs Telefon. Nachdem ich die ganze Familie überredet hatte, Bitcoin zu kaufen, ist der Kurs kurz vor Heiligabend abgestürzt. Und dann fängt auch noch der Adventskranz Feuer ...

Für Ehen und Familien ist Weihnachten das, was der Vesuv für Pompeji war.

Es ist das Fest der Liebe, das nur mit viel Alkohol zu ertragen ist; die Religion der Ungläubigen; die



letzte gemeinsame Erzählung; Höhepunkt der Einzelhandelsumsätze und der Suizidstatistik; und der Moment des Jahres, an dem man seiner buckligen Verwandtschaft beim besten Willen nicht mehr entrinnen kann. Aber mit wem sonst sollte man Weihnachten feiern?

Dies ist von meinen dreizehn Büchern das persönlichste, ein *Best-of* meiner 57 Weihnachtsfeste: die traumatischste Bescherung, die misslungenste Weihnachtsmannperformance, der heftigste Familieneklat, die unfreiwillig komischste Predigt und die peinlichste Geschenkidee. Das ist das Tröstliche am Schreiben: Je schlimmer es war, desto lustiger kann man nachher davon erzählen. Und bitte fragen Sie mich nicht, was wahr ist und was ausgedacht. Die Übergänge sind fließend, die Verfremdungen unübersehbar, und die Hinweise auf reale Ereignisse liegen so versteckt wie möglich offen zutage.

Wahr ist: Ich bin tatsächlich Blockflötenkomponist, Lina, Leo und Lukas heißen geringfügig anders, und meine frühere A-cappella-Gruppe spielt immer noch *Weihnachten mit LaLeLu* ([www.lalelu.de](http://www.lalelu.de)).

Es gibt vielleicht keinen größeren Weihnachtsfan als mich. Dass unser größtes Fest nicht von Schlachten handelt, von gewonnenen Kriegen und nationalen Triumphen, sondern von der Geburt eines Babys – das röhrt mich jedes Jahr wieder zu Tränen. Und zwar immer in der zweiten Strophe von *Es ist ein Ros entsprungen*.

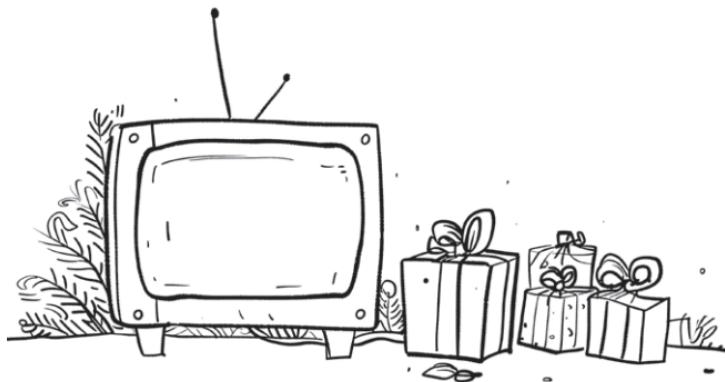
Ich danke meiner Mutter für den besten Heidesand der Welt, Lina für das selbstgemachte Ein-



schlafbuch, Leo für die Kaffeemühle, Lukas für die Marzipanpyramiden, meiner Tante Hedi für ihre liebevoll verzierten Weihnachtskärtchen, Eva für ihre Bereitschaft, den Sieg'schen Weihnachtsoverkill jedes Jahr mitzumachen, meinem Vater für die Ermutigung, Schriftsteller zu werden, und dem Goldegg-Verlag für die Bereitschaft, diesen ganz persönlichen Wahnsinn in die Welt hinauszutragen.

# Fröhliche Weihnachten!





# 1996: Der Testsieger

In dem Jahr, das die Vereinten Nationen zum Jahr der Toleranz ausgerufen hatten, führte mich die weihnachtliche Schnitzeljagd vom Kaminwohnzimmer über die alte Bauernküche, das Arbeitszimmer meines Vaters und die geflieste Halle in den Kindertrakt nach oben. Und dort stand es, im letzten Zimmer, das Geschenk. Es war ein Fernseher. Ein großer, schwarzer, teurer Röhrenfernseher.

»Pass mal auf, mein Spatzelein«, erklärte mein Vater, »das ist ein Grundig, sehr gut getestet, in fünf von sechs Kategorien 1,0. Der Testsieger dieser Saison.«

Meine Eltern hatten *Spiegel*, *Stern*, *Holsteinischen Courier* und *test* abonniert. Von lebensprakti-

scher Bedeutung war nur *test*. Mein Vater kaufte ausschließlich Testsieger und wusste die Überlegenheit seiner Käufe mit komplexen Zahlenreihen zu untermauern. Dabei nahm er den Tonfall eines Nachrichtensprechers an. Und meine um einen Kopf kleinere Mutter lächelte selig dazu.

»Ein Grundig, da wird sich das Brüderchen aber ganz doll freuen«, bemerkte mein Lockenkopf-Broder Matze ironisch. Er hatte ein Roland-Keyboard für sein Studio bekommen.

»Ja, etwa nicht?«, fragte meine Mutter irritiert.

»Na, wo er doch so viel fernsieht!«, legte Matze nach und steckte sich eine Selbstgedrehte in den Mund. Wir hatten *Schafft das Fernsehen ab!* von Jerry Mander gelesen. Das Fernsehen zählte zu der rasch wachsenden Sammlung von Dingen, die wir loswerden wollten: Autos und Schulen, Massentierhaltung und Robbenjagd, Staat und Kapitalismus. Ferngesehen hatte ich lediglich in meiner einsamen Vorpubertät, von neun bis dreizehn, als ich gut war in Deutsch und auf der Blockflöte, aber gehänselt wurde von Mitschülern und Geschwistern. In dieser Zeit waren *Spiel ohne Grenzen*, *Dalli Dalli*, *Der Große Preis*, die *Sportschau*, *Wer bin ich?* und *Am laufenden Band* mein einziger Trost.

Dann wechselte ich die Klasse, kam in eine Intellektuellenclique und lernte meine erste Freundin kennen. Fernsehen war seither gestrichen. Wieso wussten meine Eltern das nicht?

»Das ist ja toll«, stammelte ich, mit aller Macht Begeisterung heuchelnd. Ich brachte es nicht fertig,



meiner Mutter den Stolz über die gelungene Überraschung zu rauben, während mein Vater ungerührt über den niedrigen Energieverbrauch und die hohe Bildschirmauflösung dozierte.

Es war nicht einfach, das sperrige Monstrum in meine Studentenwohnung zu transportieren. Ich verdiente damals schon recht gut als Klavierlehrer, Klavierbegleiter und Chorleiter und brauchte das zweite, kleine und dunkle Zimmer meiner Erdgeschosswohnung nicht mehr unterzuvermieten. Ich nutzte es als Abstellraum, und hinten links in der Ecke dieses Zimmers fand der Fernseher seinen Platz für die nächsten Wochen.

Bis Christian ihn dort entdeckte. »Wow, ein Grundig!«, sagte er und inspizierte das Gerät genauer. Ich kannte Christian aus der Zeit meiner Totalverweigerung. Er studierte Philosophie, wollte noch viel mehr Dinge abschaffen und wohnte in einem WG-Zimmer, in dem die Bücherregale nicht nur an der Wand standen, sondern wie in einer Bibliothek in mehreren parallelen Reihen. Wir hatten zusammen eine Vorlesung über Heidegger besucht, und er bemühte sich, so radikal zu denken wie die *Dialektik der Aufklärung*, aber in einer an Heidegger geschulten Sprache. Es war nie so ganz zu verstehen, was er sagen wollte. Doch uns verband die Liebe zur Revolution und zur Musik, und eine Zeitlang bildeten wir mit dem bärigen Axel ein Trio aus Klavier, Gitarre und Tabla.

Christian musste sich sein Studium im Lager eines Elektronikgroßmarktes verdienen, weil er sich



mit seinen Blankeneser Anwaltseltern überworfen hatte. Er war fast zwei Meter groß, weißblond, muskulös, mit kalten blaugrauen Augen, die seinem Gesicht etwas Brutales verliehen, aber diese Kombination wirkte unwiderstehlich auf Frauen, so dass er im Gegensatz zu mir nie Geld hatte, aber immer von gut aussehenden Studentinnen umgeben war. Nun strich er zärtlich über den Grundig wie über einen endlich entdeckten Schatz.

»Guckst du denn überhaupt?«, fragte Christian. Eine rhetorische Frage. Der Fernseher stand mit dem Bildschirm zur Wand im unbenutzten Zimmer.

»Quatsch, du kannst ihn gerne mitnehmen!«

»Ich guck ja auch nicht, aber Adrienne ...«

Wer war Adrienne? Die rothaarige Autonome? Oder die strenge Jurastudentin? Ach, nein, Adrienne, das war ja die große, blonde Kunsthistorikerin. Ja, dann ...

»Kein Problem«, sagte ich. »Hol ihn dir einfach ab!«

Am nächsten Tag kam Christian mit seinem kleinen Bruder Lars, einer dünneren und pickligeren Kopie seiner selbst, um den Grundig mithilfe von Lars' Kleinwagen in sein WG-Zimmer zu transportieren.

Ich habe nie erfahren, welchen Platz der Fernseher in seinem vollgestellten Zimmer erhielt, aber Christian erwähnte bei unseren Treffen immer wieder, wie gut Adrienne der Fernseher gefalle und wie viele alltagskulturell-habituelle Milieu-Codierungen im Sinne des Wunschmaschinenbegriffs von Deleuze/Guattari sich in *Diese Drombuschs* fänden.



# Der ausgebuchte Weihnachtsmann

Wenn man schon Atheist ist, sollte man wenigstens an den Weihnachtsmann glauben. Das müssen sich meine Eltern gedacht haben, damals in Offenau, einem Dorf zwischen Elmshorn und Barmstedt, in den Elbmarschen, wo sie billiges Bauland gekriegt hatten. Es war 1976 – Helmut Schmidt hatte gerade knapp die Wahl gegen Helmut Kohl gewonnen, die SPD baute Atomkraftwerke, und Umweltschutz bestand darin, Altöl im Wald zu entsorgen –, da waren sie mit uns drei Kindern aus den Hinterhöfen des Hamburger Schanzenviertels nach Bokholt-Hanredder gezogen, in ein selbst gebautes Haus mit geräumigem Musikraum im ersten Stock, drei Kinderzimmern, einem Garten und einer Terrasse. Und von



dort kam jedes Jahr der Weihnachtsmann und klopfte an die Tür, die ins Wohnzimmer führte.

Für mich war es selbstverständlich, dass der Weihnachtsmann von dort kam. Dabei wusste ich ja eigentlich, dass der Garten hinten an einen Palisadenzaun grenzte, und dahinter waren links die Schweineställe von Herrn Huckfeldt, die uns den Sommer über mit Fliegen versorgten, und rechts der Kartoffelacker von Herrn Giesecking, der mit dem Luftgewehr in unsere Richtung schoss, sobald Matze und ich zu lange Klavier spielten, oder meine Schwester Birte Geige, und der direkt hinterm Zaun zwei große, haarlose Kampfhunde in einem Zwinger hielt.

Das heißt, der Weihnachtsmann hätte mit seinem Sack und seinem dünnen Mantel durch die Schweineställe latschen oder am Hundezwinger vorbeischleichen müssen, um dann über unseren Palisadenzaun zu klettern. Und das Schleichen hätte auch nichts genutzt. Denn wenn Herr Giesecking mich im Sommer zu einer Partie Halma in sein Gartenhäuschen einlud, musste ich auf einem schmalen Pfad am Zwinger vorbei, und dann sprangen die Hunde, doppelt so groß wie ich, gegen das Zwingergeritter und machten bellend, röchelnd und kläffend klar, was sie mit mir anstellen würden, wenn Herr Giesecking ihnen die Tür öffnete.

Das wäre dem Weihnachtsmann auch so ergangen. Er hätte schon nach wenigen Jahren aufgrund einer posttraumatischen Belastungsstörung seinen Beruf aufgegeben, und natürlich hätten wir das Kläffen gehört, bevor er an die Terrassentür klopfte. Aber

darüber habe ich nie nachgedacht, weil ich mich auf das plattdeutsche Gedicht konzentrierte, das mein Vater mir in den Wochen davor beigebracht hatte:



**Kiek an, wat is de Himmel so rood  
Dat sünd de Engels, de backt dat Brot  
de backt den Wiehnachtsmann sien Stuten  
für al de lütten Leckersnuten!**

Und das war schwierig genug, denn obwohl mein Vater plattdeutscher Schriftsteller war, hat er mit uns nie Platt gesprochen, auch meine Mutter nicht, es war, als müsse man etwas auf Chinesisch aussagen. Diversität war noch nicht erfunden, es gab noch keine plattdeutschen Vorlesewettbewerbe, wir lernten makelloses Hochdeutsch, um einmal Professor werden zu können, und das ist meiner Schwester auch gelückt, wenn auch in einer Sprache, die aus dem Plattdeutschen entstanden ist, nämlich Englisch. Sie unterrichtet Gender Studies an der University of Kentucky.

Nachdem ich das Gedicht aufgesagt hatte, holte der Weihnachtsmann das Hauptgeschenk aus seinem großen, groben Sack und gab es mir. Leider hat mein Vater nie miterlebt, wie ich das Gedicht meisterte, weil immer genau an Heiligabend etwas mit der Heizung war und mein Vater, sobald die Kerzen angezündet waren und es ziemlich heiß wurde im Wohnzimmer, feststellte, es sei irgendwie kalt, er müsse wohl mal in den Keller, nach der Heizung sehen. Aus-

gerechnet dann, wenn mein Vater die Heizung reparierte, traf der Weihnachtsmann ein, so dass ich meinem Vater nachher immer haarklein erzählen musste, wie es gewesen war mit dem Gedicht und dem Weihnachtsmann.

Ich muss dazusagen, dass mein Vater keinen Nagel in die Wand schlagen konnte, ohne sich mehrere Finger zu beschädigen und alle Umstehenden schreiend dafür verantwortlich zu machen, wobei er beängstigend rot anlief, so dass ich früh eine Handwerksphobie entwickelte, die bis heute nicht geheilt worden ist. Die Frage, wie er jeden Heiligabend in fünfzehn Minuten ohne Hilfe meiner Mutter und ohne auch nur einmal zu brüllen, die Heizung reparieren konnte, stellte sich mir dennoch nie.

Mein Vater war cool. Er liebte es, Geschichten zu erzählen und Leute an der Nase herumzuführen, was ja auf dasselbe hinausläuft. Für mich ist das nichts. Ich habe Eva geheiratet, die genauso atheistisch ist wie meine Eltern, meine Geschwister und ich, wir haben drei Kinder bekommen und sind mit ihnen ins Schanzenviertel gezogen, denn niemand will mehr in Bokholt-Hanredder leben, obwohl das Bauland dort immer noch günstig ist, und wir haben unseren Kindern gesagt, dass das Leben eine Kerze ist, die brennt und brennt, heiß und hell, und irgendwann verlischt, dass danach nichts mehr kommt und daher nur eines zählt: ein möglichst schönes Leben zu leben. Und zu einem schönen Leben gehört der Weihnachtsmann. Aber ich kann nicht annähernd so gut schauspielern wie mein Vater. Ich kann nicht lügen. Zudem gibt es